

Stefan Schmorte

DIE ENTHÜLLUNG DER WELT

Die Geschichte einer Leidenschaft

LAGO

© des Titels »Die Enthüllung der Welt« von Stefan Schmorte (978-3-95761-175-8)
2017 by Lago, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.lago-verlag.de>

ERSTER TEIL

Es war noch sehr früh am Morgen, als in der niederländischen Stadt Delft, am Ende einer kopfsteingepflasterten Gasse nahe der alten Kirche, ein junger Mann in seinem Haus erwachte, der mehr als jeder andere seiner Zeit einen Blick für die Kleinigkeiten in der Welt besaß.

Vielleicht lag es nur daran, dass er selbst ein bisschen zu kurz geraten war. Auf jeden Fall war er so vernarrt in das Detail, dass er den Blick für das große Ganze darüber häufiger vergaß. Was seine Mitmenschen für belanglos erachteten und nur sehr selten überhaupt registrierten, das zog seinen Blick magisch an: die Tautropfen, die an den Grashalmen klebten, die Asseln, die unter den Steinen lebten, und selbst die Staubkörner, die weithin unbeachtet durch die Luft schwebten. Dem Unscheinbaren und Bescheidenen in der Welt galt seine Gunst. Und deshalb trafen die ersten, zarten Sonnenstrahlen am frühen Morgen seinen eigentümlichen Geschmack auch weit mehr, als wenn sich die Sonne in ihrem Abendrot unanständig groß und wichtig machte.

Aber an diesem frühen Morgen, die Glocken der Oude Kerk hatten gerade fünf geschlagen, störte ihn selbst das milchige Licht des anbrechenden Tages. Der Mann, er hieß Piet van Leeuwen, wälzte sich in seinem Bett unruhig hin und her. Missmutig zog er die Decke über seinen Kopf, um sein gerade erwachtes Bewusstsein noch für einen kurzen Moment zu betäuben.

Er hatte von Carla geträumt und wollte nun nichts lieber, als seinen Traum noch ein wenig fortzuspinnen. Nur für einen klitzekleinen Augenblick wollte er sie noch einmal ganz dicht neben sich spüren und zurück ins Land der Träume sinken. Dorthin, wo das Kleine groß sein konnte und das Große klein. Wo die Gesetze der Logik ihre Gültigkeit verloren und selbst das Unmögliche möglich war.

Piet schloss noch einmal die Augen. Mit Carla wäre alles für ihn möglich. Zu verschmerzen, was hinter ihm lag. Darauf zu vertrauen, dass sich die Gegenwart in ihren kostbarsten Momenten vollkommen im Hier und Jetzt erschöpfen konnte. Und ja, auch zu hoffen, dass jeder neue Tag nun vom trägen Rhythmus der Gewohnheit verschont bliebe. Wenn sie doch nur schon bei ihm wäre.

Gerade mal sechs Wochen war es her, dass Piet nach Delft zurückgekehrt war, um in seinem Geburtshaus in der Hippolytusbuurt ein Tuchhandelsgeschäft zu eröffnen. Er hatte Carla aus einem Amsterdamer Spielhaus

freigekauft, was die verbrämte, aber durchaus gebräuchliche Bezeichnung für ein Hurenhaus war. Am 1. November, wenn sie in Ruhe noch einmal über seinen Vorschlag nachgedacht hatte, sollte sie ihm nach Delft folgen. So hatten sie es bei seiner Abreise aus Amsterdam vereinbart.

Piet hoffte inständig, dass dieser Traum nun bald für ihn wahr würde. Dann wäre endlich Schluss mit seiner Einsamkeit, die ihn wie ein Schatten, der nicht weichen wollte, schon so lange begleitete. In seinem Traum hatte er Carla fast riechen können, so nah hatte er sich ihr eben noch gefühlt. Doch das Morgenlicht hatte neben seinem Schlaf auch Carla vertrieben. Und so sehr sich Piet auch mühte, sich ihre Gestalt vor seinem inneren Auge noch einmal heraufzubeschwören, waren die Bilder von ihr doch schon restlos verschwunden.

Nur seine Kopfschmerzen leisteten Piet an diesem frühen Morgen Gesellschaft. Er presste seine Fingerspitzen ganz fest gegen seine Schläfen. Er bereute in diesem Moment, dass er sich gestern Abend mal wieder viel zu tief in die Kleinigkeiten der Welt versenkt hatte. Geschraubt hatte er, gehämmert, gebohrt, gebogen und geschliffen. Bis tief in die Nacht hinein hatte er in der Werkstatt hinter seinem Tuchladen gehockt, um die Mechanik seiner kleinen Apparatur noch weiter zu verfeinern. Gewiss war das der Grund für seine Kopfschmerzen.

Seine Apparatur entführte Piet in eine Welt, so fremdartig und seltsam, dass er an manchen der vergangenen Tage schon geglaubt hatte, er sei vielleicht verrückt geworden. So etwas konnte ja passieren, sogar von einer Stunde auf die andere. Es gab Menschen, die der Irrsinn pflückte wie der Bauer seine Äpfel. Piet wusste um die Launenhaftigkeit der Natur, aber für sich selbst schloss er eine solche Gefahr eigentlich aus. Er war nicht verrückt geworden, und er litt auch nicht unter Wahnvorstellungen. Er hatte sie schließlich mit seinen eigenen Augen gesehen, auch wenn kein Mensch zuvor sie jemals gesehen hatte.

Übellaunig raffte sich Piet aus dem Bett. An Schlaf war jetzt nicht mehr zu denken. Draußen auf dem Marktplatz bauten die Händler schon ihre Stände auf. Er hörte ihre schweren Holzpantinen über das Kopfsteinpflaster klappern. Dazu das Getrappel der Pferdefuhrwerke, das Gackern der Hühner und das Geschnatter der Gänse, die man zum Markt trieb, um sie vor den Augen der Leute zu schlachten. Es war ein Gepolter und Getrappel und alles in allem ein Krach, der es ihm unmöglich machte, noch ein wenig von Carla zu träumen. Aus den Nachbarhäusern klang schon das Klick-Klack-Klick der Webstühle zu

ihm herüber. Piet sehnte sich nach der Ruhe eines Sonntagvormittags. Aber es war nicht Sonntag.

Piet öffnete das Fenster. Es war ein bisschen zu kühl für die Jahreszeit, aber nicht weiter außergewöhnlich. Wie jeden Tag hing in den Hinterhöfen bereits die Wäsche zum Trocknen. Über die orangeroten Dächer der angrenzenden Häuser sah er den Turm der Oude Kerk, der wie ein krummer Finger Gottes in die Höhe ragte. So unglaublich schief reckte sich der Turm der alten Kirche in den Himmel, dass es an ein Wunder grenzte, dass er noch nicht in die umliegenden Häuser gestürzt war. Aber was so lange Bestand hatte, dachte Piet, das wird einem wohl auch morgen nicht auf den Kopf fallen.

In dieser Beziehung teilte er die Zuversicht der Bürger von Delft. Ihre Selbstgefälligkeit in vielen anderen Dingen des Lebens war ihm trotzdem zuwider. Großspurig waren sie geworden, nur weil sie mit ihren Schiffen nun bis ans Ende der Welt segelten und kistenweise Perlmutter und Pfeffer, Tee und Ingwer, Rattan und Peddigrohr, Nelken und Muskat von den fernen Banda-Inseln oder den Molukken mit nach Hause brachten. Sie fanden keine Städte prächtiger als ihre eigenen und keine Fayencen besser gearbeitet als eben jene, die aus den Werkstätten von Delft kamen.

Prahlerei war das Letzte, was Piet beeindruckte. Und deshalb hatte er sich bis zu diesem frühen Morgen auch noch keiner Menschenseele anvertraut und von seiner sonderbaren Entdeckung erzählt. Er war in jüngster Zeit schon auf so viele Merkwürdigkeiten unter der Oberfläche des unmittelbar Sichtbaren gestoßen. Und nie hatte er sich damit wichtig gemacht. Orangefarbene Kugeln, die aussahen wie stachelige Apfelsinen, hatte er im Blütenstaub der Kürbisse aufgespürt. Feinste geometrische Muster hatte er unter der schleimig grünen Oberfläche der Algen entdeckt, die er aus dem Kanal vor seinem Haus fischte. Aber diese Dinge waren auch nie so lebendig gewesen wie diese rätselhaften Existenzen.

Piet wollte jetzt nicht länger darüber nachgrübeln. Nur Kopfschmerzen bekam er davon, ganz grässliche Kopfschmerzen. Während er noch am Fenster stand, fragte er sich, ob wohl auch Tiere an ihren schlechten Tagen unter einem solchen Brummschädel litten, fand den Gedanken aber genauso abwegig wie die Vorstellung, dass sie Hoffnungen hegen, Furcht vor der Zukunft empfinden oder sich Liebe schworen, die über ihren animalischen Trieb zur Fortpflanzung hinausreichte. Piet hätte an diesem Morgen mit jedem Schwein getauscht, so sehr schmerzte ihn sein Kopf.

Er ging gerade hinunter in die Küche, als es an der Tür klopfte. Piet erwartete an diesem frühen Morgen keinen Besuch. Und den Arzt Hendrik de Gaesbeeck hatte er am allerwenigsten erwartet.

»Ich war gerade in der Nähe«, sagte Gaesbeeck, »und wollte es bei dieser Gelegenheit nicht versäumen, dir endlich meinen Antrittsbesuch abzustatten. Dem verlorenen Sohn der Stadt sozusagen.«

Piet lächelte gequält vor sich hin. Aber es stimmte ja auch irgendwie. Er war wirklich ziemlich verloren gewesen. Um genau zu sein: sechsundzwanzig Jahre, drei Monate und fünf Tage waren vergangen, seit sie ihn aus Delft fortgejagt hatten. Er war noch ein Kind gewesen, damals.

»Darf ich reinkommen?«

Piet führte den Arzt in seinen Tuchladen, den er bisher nur zur Hälfte eingeräumt hatte. Erst in ein paar Wochen, wenn die restlichen Posten Stoff, die er in Amsterdam bestellt hatte, bei ihm eingetroffen wären, wollte er seinen Laden gemeinsam mit Carla eröffnen.

»So, so, ein Tuchhandelsgeschäft willst du hier also eröffnen«, sagte Gaesbeeck.

Betont gelangweilt strich er mit seinen eitel manikürten Fingerspitzen über die Stoffballen, die Piet in den Regalen, gleich links neben der Eingangstür zu seinem Laden, schon einsortiert hatte. Darunter Seide, Leinen, Atlas, Damast und von Silberfäden durchwirkten Brokat.

»Der Tuchhandel ist eine Wissenschaft für sich und nicht die meine«, sagte Gaesbeeck. »Ehrlich gesagt, halte ich auch nicht besonders viel von diesem Gewerbe. Den größten Hohlköpfen setzt ihr spitze Hüte auf, damit sie aussehen wie edle Herren. Und den hässlichsten Weibern stopft ihr so viel Tüll und Taft unter ihre schlaffen Hintern, dass man meinen könnte, man habe die reinste Pracht vor sich. Mit der Wahrheit hat euer Geschäft so viel gemein wie der Anstand mit der Lüge.«

Dieser alte Wichtigtuer. Piet wusste noch nicht, worauf Gaesbeeck eigentlich hinauswollte. Und so hielt es für angebracht, seinen aufkeimenden Unmut vorerst im Zaum zu halten. »Ich glaube, Sie unterschätzen die Kunst, die es braucht, um einen wirklich guten Stoff zu weben«, sagte er nur.

»Kunst nennst du das? Du willst ernsthaft behaupten, dieses hirnlose Klappern der Webstühle da draußen habe etwas mit Kunst zu tun? Ich sage dir, was Kunst ist. Die größte Kunst unserer Tage ist die Wissenschaft, weil sie uns lehrt, was die Welt im Innersten zusammenhält. Was ihr Tuchhändler treibt, ist

das genaue Gegenteil davon: Ihr verhüllt die Wahrheit, weil Blendwerk euer Handwerk ist.«

»Ich würde es eher den Dienst am Schönen nennen«, sagte Piet, darum bemüht, Gaesbeecks hochnäsigen Tonfall nachzuzahmen, was ihm allerdings nicht besonders gut gelang. Seine Stimme klang immer etwas hell und dünn, wenn er sich aufregte.

Gaesbeeck lachte bitter. »Ja, erzähl mir bitte mehr von der Schönheit, oder besser vom schönen Schein. Aus jeder Ente macht ihr einen Schwan. Wunderbar sehen die Weiber in euren Kleidern aus mit ihren so überaus geschickt ausgestellten Brüsten darin und ihren eng geschnürten Taillen. Aber wenn sie dann nackt vor einem liegen, sieht man die traurige Wahrheit: ihre schlaffen Brüste, ihre von dicken Adern durchfurchten Schenkel und ihre faltigen Bäuche. Erzähle mir also besser nichts von der angeblichen Kunst des Kleidermachens. Euer Gewerbe hängt am Faden des Betrugs. In den Spielhäusern von Amsterdam, dort wo die Sünde ... ach, was rede ich eigentlich ...«

Ja, was redete Gaesbeeck da eigentlich? Warum ereiferte er sich so? Und was hatte das alles mit ihm zu tun? War doch seine Sache, wenn er in Amsterdam auf eine herausgeputzte Hure hereingefallen war. Dieser Schwätzer. Duzte ihn die ganze Zeit, wie er bestimmt jeden in der Stadt duzte, den er nicht als ebenbürtig empfand. In den Spielhäusern von Amsterdam hatte Piet selbst gesehen, wie sich die angeblich so feinen Herren aufführten. Krakeelten herum und rissen ihre Zoten. Nahmen die Dienste der Mädchen nur allzu gern in Anspruch, um sie danach dreckige Huren zu schimpfen. Inmitten von diesem ganzen Schmutz, der Verlogenheit und Doppelmoral war er dem Schönsten begegnet, das er je zu Gesicht bekommen hatte. Carla. Aber das ging Gaesbeeck nun wirklich nichts an.

»Eigentlich bin ich nur vorbeigekommen, weil ...«

Gaesbeeck stockte für einen Moment, trat einen Schritt vor und schaute Piet prüfend in die Augen.

»Es kommt dir vielleicht komisch vor«, sagte er, »aber ich dachte immer, einer mit deinen Augen würde etwas empfänglicher für die Wahrheit in der Welt sein und eine Aufgabe ergreifen, bei der man den Dingen auf den Grund geht. Sozusagen zu ihrem Kern vordringt. Aber wie ich sehe, hast du dich nun entschieden, deine Scharfsichtigkeit an den Tuchhandel zu verschwenden. Oder hast du deine Gabe mit den Jahren etwa verloren?«

Da wusste Piet mit einem Mal, was den Arzt bewogen hatte, ihn an diesem frühen Morgen aufzusuchen. Es war Neugierde, nichts weiter als unverhohlene

Neugierde. Die Geschichte lag zwar schon eine Ewigkeit zurück, aber Gaesbeek hatte sie offenbar bis heute nicht aus dem Kopf bekommen. Er selbst war damals erst vier oder fünf Jahre alt gewesen, aber doch schon alt genug, um sich an ihre erste Begegnung noch sehr lebhaft zu erinnern. Gaesbeecks Haare waren grau geworden, aber ansonsten war er noch ganz der Alte. Derselbe Dünkel, die gleiche selbstgefällige Art. Piets Vater hatte den Arzt auf Drängen seiner Mutter seinerzeit aufgesucht, weil er als Kind einfach nicht hatte wachsen wollen. Und dabei war es dann herausgekommen: seine einzigartige Gabe, seine ihm angeborene Genialität.

Winzigste Staubpartikel, die seinen Blick nur kurz streiften, aufgewirbelt von einem kaum spürbaren Windhauch und so durchscheinend, dass sie für andere Menschen unsichtbar waren, konnte Piet schon als Kind so lange durch die Luft verfolgen, bis sie wieder auf den Boden sanken. Er hätte die Flöhe auf den Köpfen seiner Mitmenschen zählen können und auch die Regentropfen, noch bevor sie auf das Pflaster platschten. Für ihn selbst war das alles nicht weiter außergewöhnlich gewesen. Er wusste damals noch nicht, dass andere Menschen, verglichen mit ihm, blind wie die Maulwürfe durch ihr Leben tapsten.

Gaesbeek hatte ihn mit einem Schröpfschnepper zur Ader lassen wollen, um seine Kleinwüchsigkeit zu kurieren, es sich dann aber anders überlegt und ihn stattdessen einem kleinen Experiment unterzogen. Piet wusste noch ganz genau, was er zu seinem Vater gesagt hatte, als er endlich fertig mit ihm war. »Dein Sohn ist wirklich nicht der Allergrößte«, hatte er gesagt. »Aber seine Augen sind ein Wunder, auch wenn ich von Berufs wegen eigentlich nicht an Wunder glauben mag.«

Was wusste dieser Besserwisser denn schon von den Wundern der Welt? Nichts wusste er von der Kunst, mit der in den Bergen von Siam eine Seide gewebt wurde, die in der Hand so leicht wie eine Feder wog. Und noch weniger wusste er von der Kunst, Gläser zu schleifen, mit denen sich die Wunder der Natur so überaus genau in Augenschein nehmen ließen.

Nur wegen Gaesbeecks bodenloser Überheblichkeit ließ sich Piet aus der Reserve locken. Schon wenig später sollte er es bereuen, aber an diesem frühen Morgen konnte er nicht anders, als auch seinerseits ein bisschen anzugeben.

»Bloß weil Sie fragen, nein, ich habe meine Scharfsichtigkeit keineswegs verloren. Ich sehe die Dinge heute sogar noch sehr viel klarer als früher.«

Dann führte Piet den Arzt in die Werkstatt hinter seinem Laden. Es war ein kleiner, schlauchförmiger Raum, kaum größer als fünf mal zwei Meter.

Vor dem bodentiefen Fenster zum Hof stand die Maschine zum Schleifen der Gläser, rechts an der Wand hingen die Werkzeuge in braunen Lederschlaufen in sauberer Ordnung: Zangen zum Zurechtbiegen der Bleche, spitze Dorne, große und kleinere Pinzetten, Messer, Bohrer, Feilen, Zieheisen und Zirkel. In einem hohen Regal daneben: Gläser in unterschiedlichster Form und Farbe. Manche so klar wie Eis, andere bräunlich oder grünlich schimmernd.

»Sieht mir hier nicht gerade nach der Werkstatt eines Tuchhändlers aus«, sagte Gaesbeek.

»Nein, mit dem Tuchhandel hat das auch nichts zu tun. Ich mache das hier nur zu meinem Vergnügen, mehr nicht.«

»Und? Was willst du mir zeigen?«

»Erlauben Sie mir zunächst eine Frage. Glauben Sie, dass im Essig kleine Tiere leben?«

Gaesbeek runzelte die Stirn und zog die Augenbrauen hoch. »Das nenne ich wirklich ein Vergnügen. Kleine Tiere im Essig? Willst du mich für dumm verkaufen? Oder hast du gestern Abend vielleicht etwas zu tief ins Glas geschaut?«

»Ich habe tatsächlich durch ein Glas geschaut. Aber kein Schnapsglas, wenn Sie das meinen.«

Piet öffnete den Kabinettschrank auf der rechten Seite und nahm eine Holzschachtel heraus. Er wickelte seine kleine Apparatur aus dem roten Samt Tuch und reichte sie Gaesbeek.

»Was ist das?«

»Warten Sie.«

Piet klemmte ein Glasröhrchen gefüllt mit Essig in die Halterung vor der Linse. Mit einem spitzen Dorn hatte er das Loch in das dünne Blech getrieben und seine Linse darin befestigt.

»Sie müssen das Instrument hier am Griff halten und durch das Loch schauen«, erklärte er Gaesbeek, »und halten Sie das Instrument dabei gegen das Licht. Dann werden Sie sehen, dass in einem einzigen Tropfen Essig mehr Leben steckt, als die Stadt Delft Einwohner zählt.«

Der Arzt räusperte sich. Skeptisch nahm er das Instrument in die Hand und schaute hindurch. Dann sagte er für einen kurzen Moment nichts mehr. Piet wusste, dass er in diesem Augenblick sah, was er selbst erst vor ein paar Tagen entdeckt hatte und was zuvor kein anderer Mensch jemals gesehen hatte.

»Was hast du da reingekippt?«

»Nichts habe ich da reingekippt. Es handelt sich um ganz normalen Essig, wie auch Sie ihn zu Hause haben dürften.«

»Lüg mich nicht an. Was zum Teufel hast du da reingekippt?«

Es war Piet eine große Genugtuung, wie blöd Gaesbeeck nun vor sich hin starrte. Aber er glaubte ihm nicht.

Erst als sich Gaesbeeck mithilfe einiger Essigproben, die er in den nächsten Tagen bei ihm vorbeibrachte, selbst davon überzeugte, dass kein Zweifel an Piets Entdeckung bestehen konnte, glaubte er ihm endlich. Und am Ende der Woche sagte der Arzt dann zu ihm: »Ich weiß noch nicht so recht, was ich davon halten soll, aber ich muss zugeben, dass mich das alles etwas ratlos macht. Christoph Kolumbus hat einen neuen Kontinent entdeckt, aber du womöglich ein neues Universum. Wer weiß das schon so genau.«

-2-

Piet war sich anfangs nicht sicher, ob Gaesbeeck ihn für dumm verkaufen wollte. Der leicht spöttische Unterton, als er ihn eine Art *Christoph Kolumbus* nannte, war ihm keineswegs entgangen. Aber er wusste ja selbst nicht, was er von seiner Entdeckung halten sollte. Er wusste noch nicht einmal, ob man das wirklich Leben nennen konnte: diese merkwürdigen Existenzen, die sich Aalen gleich durch den Essig schlängelten. Kreaturen ohne Augen und Beine. Was sie wohl fraßen? Welches Herz schlug in ihnen? Und was, in aller Welt, erklärte überhaupt ihre Existenz? Für irgendetwas mussten sie ja schließlich gut sein. Selbst ein Scheißhaufen war in dieser Welt doch für etwas gut, und sei es auch nur, weil es sich die Schmeißfliegen darauf gemütlich machten.

War das wirklich Leben im Sinne der Schöpfung? Oder handelte es sich dabei womöglich um irgend so ein diabolisches Gewürm, das sich unsichtbar zwischen die menschlichen Angelegenheiten mogelte? Vielleicht würden sie ja noch wachsen. Vielleicht würden sie so groß wie Regenwürmer, Blutegel oder Blindschleichen. Vielleicht würden Zähne aus ihren unsichtbaren Mäulern hervorbrechen, so mächtig wie die Hauer von Säbeltigern. Aber vielleicht war das alles auch nur Hokuspokus. Vielleicht würden sie nach ein paar Tagen von selbst wieder verschwinden. Aber neben all den anderen Dingen, die Piet in diesen Tagen durch den Kopf gingen, glaubte er das am allerwenigsten.

Und deshalb ärgerte er sich mittlerweile auch darüber, dass er sich dem Arzt gegenüber dazu hatte hinreißen lassen, sich mit seiner kleinen Entdeckung wichtig zu machen. Was hatte sich Gaesbeeck auch so aufplustern müssen wie eine dumme Sumpfohreule? Kommt einfach so bei ihm vorbei und hält ihm schlaue Vorträge. Er hätte besser seinen Mund gehalten, auch wenn er ihm das Versprechen abgenommen hatte, über diese Geschichte vorerst zu schweigen. Wie sollte er sicher sein, ob er Gaesbeeck auch wirklich trauen konnte? Vielleicht machten in der Stadt nun ja schon die unmöglichsten Gerüchte über ihn die Runde.

Erst vor zwei Tagen war in seinem Laden ein eigenartiger Kerl aufgekruzt, ein Maler. Er stellte sich ihm als Carel Fabrist vor und machte ein paar verdächtige Andeutungen. Piet hatte ihn auf möglichst elegante Art loswerden wollen, aber der Kerl ließ sich nicht so schnell abwimmeln. Unverschämte Neugierig war sein Blick gewesen. Er hatte ihn taxiert wie ein seltenes Insekt, und Piet war sich beinahe sicher, dass er von der Sache irgendwie Wind bekommen hatte.

»Wir sollten miteinander reden«, hatte der Maler zu ihm gesagt. »Besuchen Sie mich die Tage doch in meinem Atelier in der Voldersgracht.«

Piet legte keinen gesteigerten Wert auf Fabrists Bekanntschaft. Aber er wollte doch in Erfahrung bringen, was Gaesbeeck diesem Kerl möglicherweise erzählt hatte. Es war noch nicht so lange her, dass selbst in einem Land wie Holland die Scheiterhaufen gebrannt hatten, wenn einer behauptete, er könne das Unsichtbare sichtbar machen. Er musste jetzt auf der Hut sein.

Als Piet am Morgen des 12. Oktober 1654 sein Haus in der Hippolytusbauert verließ und sich auf den Weg zu Fabrist machte, blickte er noch einmal kurz in den Spiegel. Manchmal, wenn er sich selbst in die Augen schaute, kam es ihm beinahe so vor, als würde sich darin der Kosmos im Kleinen spiegeln. Mit der Pupille als zentralem Gestirn in der Mitte und der gefärbten Regenbogenhaut als Himmelszelt. Es gab Menschen mit blauen, grünen oder braunen Augen. Manche, wie die von Carla, funkelten unter dem satten Grün goldgelb wie Bernstein, und andere waren kalt und tot wie die Augen von Fischen. Er fragte sich dann, ob es überhaupt möglich sei, die Welt auf die gleiche Art zu betrachten, oder ob jeder Mensch nicht vielleicht ein Gefangener seiner ihm eigenen Sinnesnatur war.

Was Carla wohl darüber dachte? Ob sie wohl schon genauso sehnsüchtig den Tag erwartete, bis sie endlich bei ihm wäre? Ob sie wohl schon die

Stunden zählte, die sie noch voneinander trennten? Vielleicht wäre es besser gewesen, sie gleich mit nach Delft zu nehmen, dachte Piet.

Bei ihrem Abschied in Amsterdam hatte ihm Carla versichert, dass sich jetzt alles zum Guten wenden würde. Hoffentlich behielt sie recht damit. Sie hatte ihn zum Abschied auf seine großen blauen Augen geküsst und ihm dann alle Farben aufgezählt, die sie darin entdeckte: Azurblau, Ultramarinblau, Kobaltblau, Nachtblau, Türkis-, Himmel-, Indigo- und Lilienblau. »Deine Augen erinnern mich an das Meer zu Hause«, hatte sie zu ihm gesagt. »Deine Augen sehen aus wie ein Ozean voller blauer Möglichkeiten.«

So etwas Schönes hatte zuvor noch kein Mensch zu Piet gesagt. Und allein schon deshalb musste er sich jetzt davon überzeugen, dass seine kleine Entdeckung da draußen nicht schon für dummes Gerede sorgte. Es ging nicht allein um seine Sicherheit, sondern auch um die von Carla. Und so machte sich Piet schließlich auf den Weg zu Fabrist.

Der 12. Oktober 1654 war ein geschichtsträchtiger Tag im Kalender der Stadt Delft – auch wenn an diesem Morgen noch nichts darauf hinwies, dass dieser Tag ein besonderer werden könnte.

-3-

Carel Fabrist, der damals noch kein stadtbekannter Säufer war und fest davon überzeugt, aus ihm könne ein sehr viel besserer Maler werden als Jan Vermeer, bei dem die wohlhabendsten Bürger von Delft gerade ihre Bilder in Auftrag gaben, hatte für Piets Besuch bereits alles vorbereitet.

Von der Hippolytusbuurt in die Voldersgracht war es nur ein kurzer Weg von nicht einmal zehn Minuten. An der Ecke zum Halsteeg bog Piet rechts ab. Ein Fischhändler bot auf der Straße seine Waren an: Barsch und frischen Hering. Eine alte Frau mit Holzpantinen an ihren nackten Füßen saß neben den Böttchen und schlitzte den Fischen die Bäuche auf. Sie schuppte die Häute glatt, pulte die Gedärme heraus und warf sie achtlos auf die Straße. Ein paar Möwen tanzten vor ihren Füßen herum und pickten die Reste auf.

Piet ging weiter am Kanal entlang und bog dann links in die Voldersgracht ein. Er passierte Holzwerkstätten, Böttchereien und Korbmacherbetriebe. Hier ganz in der Nähe hatte auch sein Vater einst sein Geschäft geführt, aber das war schon eine kleine Ewigkeit her. Vor einem Laden, der Stoffe verkaufte,

stoppte Piet kurz und betrachtete die Ware in der Auslage. Den roten Samt fand er schlecht gefärbt, das Leinen zu grob gewebt und auch die Seide von höchstens durchschnittlicher Qualität. Nein, diese Konkurrenz musste er wirklich nicht fürchten. Er würde in seinem Tuchladen weit bessere Ware anbieten.

Bei diesem Gedanken hellte sich seine Miene etwas auf. In ein paar Wochen würden die Leute schon sehen, dass er ein ganz hervorragender Tuchhändler war – ganz egal, was sie hinter seinem Rücken nun womöglich schon über ihn tuschelten. Am Abend würde er die Fensterläden schließen und sich in seinem Leben endlich zu Hause fühlen. Er würde das Brot mit Carla teilen und auch die Liebe, wenn es Nacht wurde. Vielleicht waren seine Befürchtungen ja auch übertrieben. Vielleicht wusste der Maler gar nichts von seiner kleinen Entdeckung.

Fabrist begrüßte Piet an der Tür überaus entgegenkommend, so, als hätte er ihn bereits erwartet. Er trug ein kleines Mädchen auf seinem Arm, vielleicht vier oder fünf Jahre alt.

»Wer ist Krummnase?«, fragte das Mädchen. Fabrist entschuldigte sich so gleich bei Piet. »Sie ist noch ein Kind. Sie weiß nicht, was sie sagt.«

»Sie müssen sich nicht entschuldigen. Sie wissen doch, Kinder und Betrunkenen sagen immer die Wahrheit.«

Piet nahm der Kleinen ihre vorlaute Art wirklich nicht übel. Es stimmte ja auch, dass seine Nase ein bisschen krumm geraten war.

»Das ist meine Tochter Marejke«, stellte ihm Fabrist seine Tochter vor. »Und das ist Piet van Leeuwen. Gib ihm die Hand. Ich werde ihn malen.«

»Wegen seiner krummen Nase?«

»Du hältst jetzt besser deinen Mund und gehst zu deiner Mutter in die Küche.«

Fabrist setzte das Mädchen auf den Boden, gab ihr einen Klaps auf den Hintern und entschuldigte sich ein zweites Mal für seine vorlaute Tochter. »Du darfst ihr nicht böse sein. Sie ist ansonsten ein sehr braves Mädchen. Und lassen wir doch bitte die Förmlichkeit. Ich heiße Carel. Aber die meisten nennen mich einfach nur Fabrist. Komm doch bitte rein.«

Piet zögerte. »Was soll das heißen, du willst mich malen?«

»Komm doch erst mal rein. Mein Atelier ist oben unterm Dach. Ich gehe am besten vor.«

Das Holz knarzte unter ihren Schuhen, als sie die enge Stiege nach oben nahmen.

»Also noch mal, was soll das heißen, du willst mich malen?«, fragte Piet, als Fabrist die Tür seines Ateliers hinter sich schloss.

»Ich will einen Wissenschaftler malen und ich will, dass du mir Modell dafür stehst.«

»Ich bin nur ein einfacher Tuchhändler. Wie kommst du darauf, ich sei ein Wissenschaftler?«

Zwar erledigte Piet seine Studien durchaus mit der Ernsthaftigkeit eines Wissenschaftlers, auch wenn seine Disziplin noch eine sehr junge war und ein Name dafür noch nicht einmal erfunden, aber er wollte den gleichen Fehler jetzt nicht noch einmal begehen und nach Gaesbeeck auch noch Fabrist ins Vertrauen ziehen. »Ich bin der falsche Mann«, sagte er nur.

»Nein, du scheinst mir genau der richtige zu sein. Bevor ich dich in deinem Laden aufgesucht habe, war mit meiner Frau bei Gaesbeeck, wegen ihres dummen Hustens, der einfach nicht besser werden will. Irgendwie kamen wir auf dich zu sprechen. Gaesbeeck erzählte mir, dass du keineswegs nur ein einfacher Tuchhändler seist, sondern äußerst bewandert auf optischem Gebiet und die Wissenschaft womöglich vor einer bahnbrechenden Entdeckung stände. Er nannte dich den Mann der Stunde.«

»Das hat er gesagt?«

»Ja, so drückte er sich aus.«

Piet war überrascht. Gut, er hatte den Arzt mit seiner Entdeckung in aufrichtiges Erstaunen versetzt, aber Gaesbeeck hatte ihn doch zugleich spüren lassen, dass man die Beurteilung dieser Entdeckung besser den studierten Männern der Wissenschaft überließ. Männern wie ihm und nicht einem Tölpel von Tuchhändler. So hatte er sich zwar nicht ausgedrückt, aber Piet war sich ziemlich sicher, dass Gaesbeeck so etwas in der Art gemeint haben musste, als er ihn einen *Christoph Kolumbus* nannte. Es schien ihm ziemlich offensichtlich, dass er diese Bemerkung nur spöttisch gemeint haben konnte. Am meisten aber ärgerte ihn nun, dass dieser alte Wichtigtuer entgegen ihrer Verabredung seinen Mund doch nicht hatte halten können.

»Was hat dir Gaesbeeck sonst noch erzählt?«

»Nicht viel. Er sprach von einer kleinen Apparatur, die du angeblich erfunden hast. Und dass einem dieses Ding einen ganz neuen Blick auf die Welt eröffnet.«

Dass es genau dieser Blick war, der seine Neugierde weckte, ließ Fabrist unerwähnt. Vermeer, so erzählten es die Maler in der St.-Lukas-Gilde, sollte

angeblich eine Camera obscura benutzen, um den Detailreichtum in seine Bilder zu zaubern. Fabrist war neidisch auf dessen Erfolg. Auch wenn er Vermeer bei jeder Gelegenheit schlechtmachte, wusste er doch sehr genau, dass er ihm mit seiner Kunst weit überlegen war. Nur deshalb hatte er Piet heute eingeladen. Er hoffte, dass Piet vielleicht noch etwas Besseres zu bieten hatte als eine Camera obscura. Etwas, das ihn endlich in die Lage versetzen würde, Vermeer zu übertrumpfen.

Es war von Anfang an eine sehr ungleiche Interessenlage, die Piet und Fabrist zeitlebens aneinanderketten sollte. Und so nahm schon dieser erste Morgen, den sie miteinander im Atelier des Malers verbrachten, einen für beide Seiten unvorhersehbaren Verlauf. Piet ließ sich trotz seiner Bedenken von Fabrist porträtieren, weil er in Erfahrung bringen wollte, was genau der Maler von seinen Studien wusste und wer sonst noch alles in der Stadt davon Kenntnis besaß. Und Fabrist nahm das Porträt zum Vorwand, um mehr über diese kleine Apparatur zu erfahren, die einem angeblich einen ganz neuen Blick auf die Welt eröffnete.

»Also gut«, sagte Piet.

»Vertrau mir, du wirst es bestimmt nicht bereuen. Stell dich bitte da vorne an den Tisch.«

Auf dem Tisch lag ein schwerer, aufgeschlagener Foliant. Im Hintergrund stand ein wuchtiger Eichenschrank, darauf ein Globus. Fabrist gab Piet einen Stechzirkel in die Hand und bat ihn, diesen locker zwischen seinen Fingern zu halten. »Schau direkt ins Licht«, sagte er. »Am besten schaut du so, als ob du gerade einen großen Gedanken fassen würdest.«

Piet fand die Anweisungen des Malers merkwürdig. Was für einen großen Gedanken denn? Wie guckt man, wenn man etwas Großes denkt? Er dachte sowieso sehr viel lieber über die Kleinigkeiten in der Welt nach. Dass Fabrist seine Haltung korrigierte und in dabei am Kinn berührte, empfand er als unangenehm. Körperliche Nähe war ihm noch immer sehr fremd, und er hatte auch noch nie einem Maler Modell gestanden.

Piet zweifelte noch einmal kurz, ob es wirklich eine so gute Idee sei, sich von Fabrist malen zu lassen. Von Carla hätte er sehr gerne ein Bild besessen. Es wäre ihm ein kleiner Trost gewesen, solange er noch auf sie warten musste. Wäre er selbst in künstlerischen Dingen etwas talentierter gewesen, hätte er von ihr das schönste aller Bilder gemalt. Ihr Haar war so schwarz wie eine Nacht ohne Sterne, ihre Lippen weicher noch als Samt und ihr Gesicht so